

In neuem Leben!

Novelle von A. Lequede.

Das mittelländische Meer peitschte der Südwind, der schwall von der Sahara dahergefegt kam; in seinem sengenden Atem Tod und Verderben.

In ohnmächtiger Wut bäumten sich die Wellen gegen ihn auf, aber ihre Stirn gerschellte zu tosendem Schaum an den Felswänden der Balearen.

Mühsal gelassen hatten die Klippen und Riffe aus der brodelnden Flut.

In den Wolken trachtete der Donner. Schauerlich mischte er sich mit dem Heulen des Sturmes und den tosenden Hall der Brandung.

Wie ein matter, zitternder Strahl blinnte das Licht des Leuchtturmes von Cuber Peen zu dem kämpfenden Schiffe hinüber.

Auf der Kommandobrücke stand Mark Aberston, der Kapitän.

Sein unbewegtes Gesicht sah noch finsterner aus wie sonst, aber trotzig aufgeregt war die segnige Gestalt. Fest krampften sich die braungebrannten Hände um das Geländer der Brücke.

Seine Stimme brach sich Bahn durch den tosenden Lärm des Orkans.

Jeder der Mannschaft wußte, daß sie um ihr Leben rangen und deshalb jede die letzte Kraft, das ganze Können ein, um die für Menschenmuskeln fast unmöglichen Befehle des Kapitäns zu erfüllen.

Die Finsternis hatte längst Licht und Richtung verschlungen. Tiefe, unüberwindliche Nacht lag wie ein schwarzer Flor vor den angstvoll blinkenden Augen.

Und wieder kam es dahergebraust mit schaumfliegender Wähne wie ein schauriges Ungeheuer der Tiefe. Zischend, gurgelnd stürzte sich der weisgrüne Wogenschwalm über das Deck und wand den kämpfenden die letzten Waffen aus der Hand; Gelände die Masten, zerbrochen das Steuer!

Mark Aberston biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Mit heiserer Stimme gab er das letzte Kommando.

„Die Rettungsboote vor!“

Mit fliegender Hast waren sie herabgelassen und in Sekunden schnell bemant.

Der Sturm wurde es um den Kapitän. Nur der jüngste Schiffsjunge, der schmächtige, immer gescholtene Will Hasselbrecht klammerte sich noch an das Totelwerk.

Hundert Hände streckten sich aus, um Mark Aberston herabzuhelfen.

Er wies sie raub zurück.

„Ein braver Kapitän geht mit seinem Schiff unter. Der freie Platz auf dem Boote gehört dem Knaben.“

Der Sturm riß ihm die Worte vom Mund. Die in dem Rhythmus konnten sie nicht verstehen, aber sie errieten sie.

Der Steuermann warf Will ein Tauende zu.

„Ge, ruf, du, Junge.“

Hasselbrecht schüttelte den Kopf. „Ich mag nicht. Geht Ihr, Kapitän.“

„Unsin, mach, daß du herunterkommst“, drängte Aberston fast zornig — aber schon war es zu spät.

Es gab kein Rettungsboot mehr.

Wie von unsichtbaren Händen herabgezogen, war es in der Tiefe versunken.

Den Knaben schüttelte das Entsetzen.

Auch in dem dunklen Gesicht des Kapitäns ludte der Schmerz.

Zu langem Trauern aber war die Stunde nicht geschaffen.

Ein neuer Wogenschwalm raste über das Deck.

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Mark Aberston einen in dem Wasser treibenden Rettungsring ergriffen und um den Leib des Knaben geworfen.

Er selbst schlang die Arme um den Stumpf seines letzten Restes. Mit trocknen, finsternen Augen sah er dem Tode entgegen — aber der Tod kam nicht.

Auf dieselbe Insel, an deren Ufer der betroffene Will gespült worden, trugen die Wellen auch den Kapitän.

Die schönen, dunklen Frauen der Eingeborenen bemühten sich sorgsam um die Gestorbenen, während die Männer nach dem nahen Palma hinüberzogen, um den spanischen Gouverneur von dem Schiffsunfall in Kenntnis zu setzen.

In ruhiger Einzelheit waren drei Tage an den Schiffbrüchigen vorübergezogen.

Sie waren fast Freunde geworden, die ungleichen Geschlechter.

Auch heute sahen sie nebeneinander auf einer Klippe des einsamen Strandes.

Mark Aberston runzelte die Stirn. „In deinem Alter sind solche Reben Torheit“, verwies er streng, „dein Leben soll doch erst beginnen.“

„Aber, es ist mir schon gerührt“, war die bittere Antwort. „Ich laug nicht zum Seemann und überbaup.“

Eine fliegende Rote huschte über das blasse Gesicht: „Sie wissen nicht, was es heißt, der Sohn eines Diebes zu sein, fühlen zu müssen, daß kein Mensch zu einem Vertrauen hat, daß einem keiner helfen, keiner mit einem etwas zu tun haben will.“

Wills Hände ballten sich zu Fäusten, während er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervorkieß:

„Wie habe ich gelernt, um den Stiefvater zu überzeugen, daß er das Geld für mein Studium nicht fortwäre.“

„Immer war ich der Primus, aber ich mußte doch Schiffsjunge werden.“

Nur damit ich recht, recht weit wegkomme. Der Stiefvater will mich eben los sein, seit Mutter tot ist. Er bildet sich wohl ein, daß ich auch stehen werde, und dabei glaub ich's nicht einmal, daß mein Vater wirklich ein Dieb war. Er hat's doch geleugnet!“

Der Kapitän sah mittelbig in das blosse, schmale, schmerzgedundene, junge Gesicht neben ihm. Die schwarzen Augen, die so verzweifelt unter den hochgewölbten Stirn hervorklickten, erzählten eine lange Geschichte stumm getragenen Leides. Wo hatte er solche Augen doch schon einmal gesehen?

Das Haupt in die Hand gestützt, suchte Mark Aberston in seiner Erinnerung.

Und plötzlich tauchte das Bild eines jammervollen Sterbelagers vor ihm auf.

„Wie hieß der Vorname deiner Mutter?“ fragte er den erstaunt zu ihm aufschauenden Will.

„Silvia Maria.“

„Silvia Maria, ja, das war der Name“, wiederholte der Kapitän leise, als spräche er mit sich selbst.

Minutelang sah er wie überlegend auf die blauen, funkelnden Wellen, die sich heute schmeichelnd an die Felsenklippen schmiegen. Dann wandte er sich dem Knaben zu, dessen Bild er noch immer in flammanden Fragen auf ihm ruhten: „Ich glaube es auch nicht, daß dein Vater ein Dieb war.“

„Wilste ich noch Kapitän eines Passagierdampfers war, der zwischen Australien und Südamerika hin- und herging, ward ich an das Sterbelager eines Fieberkranken gerufen, bei mir eine Waise, an seine Frau anvertraut war.“

Sie hatte sich von ihm scheiden lassen, weil er unter der Anlage des Diebstahls im Gefängnis gefessen — unschuldig, wie er beschwor. Daß man angesichts des Todes nicht falsch schwört, hätte die Witwe mir wohl geglaubt und deshalb sah ich alles daran, um sie zu finden, aber es war unmöglich. Der Unglückliche hatte, wie er mir geand, den angenommenen Namen, unter dem er in Amerika gelebt, in die Schiffsliste eingetragen und der Tod schloß ihm den Mund, ehe er mir seinen wahren Namen verraten. Nur das Wort Silvia Maria vermochte ich noch von seinen schon im Todeskampf zitternden Lippen zu lesen.“

Wills Hände umtrampften mit leidendhaftigem Druck den Arm des Erzählers.

„Wann war das?“ stammelte er atemlos.

Aberston sann nach.

„Zehn Jahre muß es schon her sein!“

„O gewiß, gewiß war's denn mein Vater, der auf Ihrem Schiffe gestorben ist!“ rief der Knabe unglücklich.

„Gerade vor zehn Jahren kam Walters letzter Brief aus Südamerika zu meinem fünften Geburtstag. Mutter war damals schon mit dem Stiefvater verlobt. Mein armer, armer, verlebter Vater.“

Wills Stimme brach in Tränen. Mark Aberston sah, wie die schmächtige Gestalt im Schluchzen bebte und von dem weinenden Knaben an seiner Seite flogen seine Gedanken zurück zu jenem traurigen Sterbelager auf dem elenden, lichtlosen Zwischendeck.

„Im war's, als fühlte er wieder die diehenden Augen aus dem fiebererregten Gesicht zu sich aufsehen mit dem verzweifelt, angstvollen, hilflos blickenden Ausdruck, der ihn damals monotonlang im Wachen und im Träumen verfolgte.“

Wieder waren Tage vergangen. Das Schiff, das die beiden Leberlebenden des „Seesterns“ nach Marzelle zurückbringen sollte, war gekommen.

Zum letzten Mal gingen Mark Aberston und Will Hasselbrecht über den steinigen Strand von Ronovell.

Pflichtlich blieb der Kapitän stehen. Mit warmem Druck legte er die Hand auf die Schulter des Knaben, der trübe vor sich hinarrte neben ihm der Klippe. „Schau nicht so mutlos drein. Ich werde dir die Mittel zum Studium geben. Ich hab's mir überlegt, zum Seemann laugst du wirklich nicht und zu einem verdienstlichen Leben mag ich dich nicht gerettet haben.“

Wills schlief auf die Brust gesenktes Haupt schnellte empor. Seine Lippen bebten. Sie brachen sein Wort hervor. Sie brühten sich nur wieder und immer wieder auf die Hand seines Wohlwärters, der ihm die Tore zu neuem Leben öffnete.

Mark Aberston beobachtete gerührt den fassungslös Erregten, dessen Augen strahlten, daß die schönsten, fränkischen Züge ganz wie durchleuchtet von Glück schienen.

In das Herz des einsamen Mannes, dessen Leben seit Jahren keinen andern Inhalt wie Pflicht und Arbeit gehobt, zog wie Frühlingswehen die Ahnung, daß auch für ihn ein neues, heiteres Leben andrängen würde.

Der Karschmied.

Von Solomon Wittgott.

In meinem Heimatort lebte einst ein Schmied, dessen Verschicktheit im Operieren kranker Augen so merkwürdig war, daß sich sein Ruf über das ganze Land, ja weit über die Grenzen desselben verbreitete. Seine Spezialität war die Entfernung des sogenannten grünen Stars, eine Operation, die nicht einmal dem berühmten Augenarzt Lippay gelingen wollte. Als dieser einmal in Wien mit den Kollegen Kell, Stettinow und Jäger in dem Gasthaus „Zur Stadt Frankfurt“ beisammen war, erzählte er ihnen bei einem „Krügel“ Bier von den gelungenen Glaucomoperationen des Karschmieds. Die Wiener Professoren wollten ihm keinen Glauben schenken.

„Das ist nicht möglich“, sagten sie, „daß ein Schmied, der gewohnt ist, den schweren Hammer zu schwingen, mit seiner herben, schweißigen Hand so feine Operationen ausführt, die selbst uns nur in seltenen Fällen gelingen.“

Lippay sagte: „So mögen Sie sich denn selbst überzeugen; wenn ich auf meiner Klinik wieder ein Glaucomkranker melde, will ich den Schmied kommen lassen und auch die Herren Kollegen verständigen, damit sie der Operation beiwohnen.“

Als sich kurz nach dieser Unterredung ein am grünen Star erkrankter Schneider auf Lippays Klinik in Budapest meldete, sendete dieser den Schmied Johann Stragla zehn Gulden mit der Bitte, er möge mit dem nächsten Schnellzug abreisen, um sich am nächsten Morgen bei ihm einzufinden, da er eine Glaucomoperation vornehmen sollte. Mit gleicher Post verständigte er auch die Wiener Kollegen.

Der Schmied erhielt die Botenschaft, legte den Hammer aus der Hand, zog sein Sonntagsgewand an und wanderte zu Fuß — wer wird auch so viel Geld für die „Kauschmaschine“ verschwendet! — in die Hauptstadt.

Zum Glück traf er am nächsten Morgen pünktlich ein und fand die Herren Professoren alle beisammen und seiner wartend.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Schmied, seine Mühe abnehmend.

„In Ewigkeit! — Wann sind Sie angekommen, Herr Stragla?“ fragte Lippay.

„Guten Tag, Herr Professor.“

„Aber um diese Zeit kommt ja kein Zug aus Ihrer Gegend!“

„Das macht nichts, ich bin ja zu Fuß gekommen.“

„Sie Ungläubigen! Da sind Sie ja die ganze Nacht gewandert; was wollen wir jetzt machen?“

„Ich werde mit Verlaß, den grünen Star entfernen, bestentwegen der Herr Professor mich gerufen haben.“

„Ja, wird denn Ihre Hand nach dem heiligeren Marsche auch die nötige Ruhe und Siderheit haben?“

Der Schmied lächelte. „Ich bin ja nicht auf meinen Händen gekommen; es ist gar lange her, daß ich auf allen vieren gekrochen bin!“

Lippay zuckte die Achseln. „Mir ist recht, aber ich möchte Sie aufmerksamer, daß einige der berühmten Wiener Professoren der Operation beiwohnen werden und daß es mir sehr peinlich wäre, wenn Sie mir Schande machen würden.“

Auf die Versicherung des Schmieds, daß diese Operation doch nur ein Kinderpiel wäre, ließ Lippay den Kranken vorführen.

Die Wiener Professoren unterzuchten zuerst das linke Auge des Patienten, auf dem sich ein perlmutterfarbiger Schleier ausbreitete. Aber das rechte Auge war das tränktere, auf diesem war der Star schon überreife. „Das ist eine schwierige Aufgabe“, sagte Kell, „diese Operation erfordert eine so feine Geschicklichkeit, eine so unerschütterliche Herbe, daß auch die bewährteste Handfertigkeit hier versagen dürfte.“

Stragla zog ein Messer aus der Tasche seines Wamms und begann, seine Schärfe zu prüfen.

„Um Gottes willen!“ rief Lippay entsetzt. „Sie werden doch nicht mit einem Dolchmesser operieren wollen?“ Und er reichte ihm ein schon bereitgehaltenes Straßisches Messer. Doch Stragla schob in voller Gemütsruhe das Instrument weg und trat mit seinem eigenen arabischen Instrument zu dem Patienten. Die Klinge bligte auf, glitt mit einer Leichtigkeit, als hätte es sich um das

Schälen eines Apfels gehandelt, über die Pupille hin, und der Star war beseitigt.

„Ein verfluchter Kell!“ rief Kell überrascht. Der Schmied aber wuschte ganz gelassen die Klinge an seinem Hemdbärmel ab.

„So“, sagte er, „das rechte Fenster wäre nun geöffnet.“

Die Wiener Professoren ergriffen die schweißige Hand des Meisters und schüttelten sie, ihn herzlich beglückwünschend. Doch Lippay rief: „Sie sind doch ein schrecklich tollkühner Mensch, Stragla! Wissen Sie denn auch, was Sie getan haben? Welche Verantwortung Sie vor Gott und den Menschen auf sich genommen haben? Wissen Sie denn überhaupt etwas von der Neghaut, Regenbogenhaut, den Glaucomen und den Schmerzen? Wissen Sie, was geschehen wäre, wenn Sie nur um eine Linie nach rechts oder links abgewichen wären? Wissen Sie, daß dann auch das linke Auge verloren gewesen wäre?“

Stragla schüttelte den Kopf, und Schweißtropfen traten auf seine gesuchte Stirn.

„Kommen Sie“, sagte Lippay, „ich will Ihnen erklären, wie die Augenrunder mit dem andern Auge in Verbindung stehen.“

Der Gelehrte erklärte, demonstrierte und dozerte, der Schmied hörte zu, bis sich seine Augen immer weiter öffneten und das Haar sich ihm sträubte. Als aber Lippay geendet hatte und ihn aufforderte, nun auch das linke Auge des Patienten zu operieren, ein wahres Kinderspiel gegen das andere, da — Herrgott, was soll das bedeuten? — da zitterte das Messer in Straglas Hand, ein Schwindel ergriffte ihn und der schon erhobene Arm sank kraftlos nieder.

Keine Macht der Welt konnte ihn bewegen, die Operation zu vollenden. Nun, da er wußte, mit welchen Gefahren er gespielt hatte, wußte tollkühne Arbeit er abnunglos geleistet, gehorchte ihm die Hand nicht mehr, und nie wieder hat er eine Operation vollzogen.

Das „Trintrecht“ von Lippay.

Der zu Anfang des 17. Jahrhunderts verstorbenen Schriftstellers Nikolaus Reulinger hebt unter den Stadts seines Vaterlandes Lippayne in der Neumarkt hervor, weil alldorten ein berühmtes Recht bestünde, das besonders für Trintrecht geschaffen sei. Es lasse sich kurz in dem Hexameter zusammenfassen: „Qui bibit ex negas, ex frigidibus incipit esse.“ (Wer die Reigen austrinkt, fängt auch von frischem an.) Der nicht gerade in lateinischem Latein abgefaßte Vers ist nun um das Wappenschild der Stadt angebracht, das einen halben Adler und drei Sterne zeigt. Um das Wappenschild, das die Stadt Lippayne in ihrem Anstufel führt, legt sich im übrigen Verhängnisvoll ein Gewinde von Gerstenähren, über das ein Kranz von Hopfenblütendolben mit der Inschrift: „Ans Lippayne“ schwebt.

Mit dem Trintrecht des Städtchens hat es aber eine besondere Beandortnis. Vor etwa 400 Jahren wurde dort ein Bier gebraut, das kurz den Namen „Fang an“ führte, und böswillige Spötter wollen wissen, daß diese Bezeichnung daher gekommen sei, weil niemand sich getraut habe, zu trinken. Deshalb habe immer ein Lippayne dem anderen „Fang an“ zugerufen.

Die Chronik aber berichtet anders, so daß man gerade das Gegenteil annehmen muß. Einem Lippayne Bürgermann, namens Peter Wadepuhl, gefiel es nicht, beim Trunk in den Raststätten immer der letzte zu sein, der stets nur die Reige des Spumens zu leeren habe. Da der Vorliebende sich den Antrunk nicht nehmen lassen wollte, wandte sich der Bürger an seinen Landesherren, der ein förmliches Reichsmandat ergehen ließ, das folgendenwortes lautete: „Wir Wadepuhl, von Gottes Gnaden neumärkischer Fürst usw. tun diesen Unseren Befehl Allen und Jedwedem kund. Nachdem Wir die Beschwerden, die Unser treuer Bürger aus der in der Neumarkt belegenen Stadt Lippayne, Peter Wadepuhl, uns vorgebracht hat und die demselben von den Rastherren der genannten Stadt zugefügten Beleidigungen, daß sie ihn nämlich beim Trinken immer nur den letzten Schluß oder die Reige auszutrinken gezwungen, vernommen haben; beschließen wir hiermit ernstlich und zugleich huldreich jenen Lippaynischen Rastherren, sich in Zukunft solchen ungerichten und unbilligen Unterzungen zu enthalten, bewilligen und verleißen Wir allen Einwohnern genannter Stadt sowie auch den Fremden die Trintfreiheit, und zwar so, daß demjenigen, der die Reige austrinkt, auch der erste Schluß aus dem mit Bier wieder frisch gefüllten Spumens gebühren soll. Wer aber diesem Unserem Befehle nicht gehorcht, solle eine Buße von hundert Groschen, wovon die Hälfte an Unsere Kasse, die andere aber an den städtischen Magistrat abzuführen, zu zahlen gehalten sein. Gegeben auf Unserer Burg Gallas, am dritten Osterfesttag 1479.“

Wahrlich, ein gerechter Landesherren!

„Esel“

Ein Kaballerien-Roman von Bernadon.

Der Kaballerie-Major a. D. Arkady Ivanowitsch gab ein Festessen in seiner sommerlichen Villa für die Jugend seiner Lieblingsregimenter. Die jungen Husaren- und Kaballerie-Leutnants hatten sich an Speis und Trank glücklich gelassen.

Jetzt erzählten sie uns irgendeine Episode aus Ihrer Jugendzeit!“

„Bestürmten die Gäste den alten Hausherrn.“

„Ja, ja, ich habe gelebt und geliebt und weiß was zu erzählen!“

„erwiderte selbstbewußt der dicke, gemüthliche Major und lächelte verträglich.“

„Es sind nun fast dreißig Jahre her, daß ich die Garde-Regimentskutsche beendet habe. Im August, nach dem Mäander beglückwünschste uns der Kaiser als Offizier, und wir sprangen kopflüber ins Petersburger Residenzen hinein.“

„Ich war ins Husarenregiment eingetreten. Die blaue Uniform mit Silber gestickt, stand mir gut. Man verachtete mich, ich wäre hübsch, und ich glaubte es gern. Uebrigens vermag ein Kammer, neunzehnjähriger Bursch immerhin einen guten Eindruck hervorzurufen!“

„Alle Verwandten und Bekannten wurden abgelockt und abgeführt, dann ging's zu einem kameradschaftlichen Souper bei Donat, wo viel geloselt, geredet und hauptsächlich getrunken wurde.“

„Frühmorgens machte ich mich trotz eines Regenjammers auf die Reise zu meinen Eltern auf unserm Gute.“

Der Vater, ein alter Krieger, behauptete bei aller Freude noch den militärischen Charakter. Die Mutter aber herzte mich unter Tränen und konnte sich an mir nicht satt haben.

Meine Ankunft machte Epoche im Dorfe, und meine Mutter fühlte es mit glücklichem Stolz.

Wie ihre und des Vaters Liebe und Sorgfalt mir auch wohltaten, ich begann dennoch bald Langeweile auf dem Lande zu spüren. Ich ging auf die Jagd und — schloß nichts! Ich ging angeln und — tummelte mich nur ein paar Stunden am Ufer herum. Die gute Mutter merkte es wohl und sagte:

„Arkadinka, Du solltest doch zu Timofajew einmahl hinfahren! Sie haben dich, daß wir Dich hinführen! Natascha ist ein munteres Mädchen, und dort sind immer Gäste da! Bleibe eine Woche und kommst zu Deinen altemöthischen Eltern zurück!“

Ich ließ mich nicht lange bitten, und bald stand des Vaters Troika mit unserm Braunen vor dem Hause, die mich im Galopp die vierzig Meile führten, so daß ich schon zu Mittag im Gesäß von Timofajew war.

Ein ländlicher Lakai kündigte mir an, daß die Herrschaften im Garten speisten. Ich ging direkt dahin, und beim Anblick der schimmernden Husarenuniform stoben die Damen erschreckt auseinander.

„Wohin lauft Ihr denn? Erkennt Ihr denn nicht Arkady Ivanowitsch?“ rief der Hausherr den Damen zu. Er war ein alter, guter Freund meines Vaters. Beide hatten in einem Regiment gedient, im selben Jahre sich zur Ruhe zurückgezogen und sich auf ihren benachbarten Gütern angesiedelt.

Bald erschien auch die Generalin.

Sie küßte mich, lud mich zum Essen ein, und wir plauderten von allerlei.

Nach einer Viertelstunde etwa erzählten Natascha. Als ich noch ein Kind war, nannte man sie schon „Fräulein“, und jetzt mußte sie gegen fünfundsiebenzig Jahre alt sein. Sie war wunderhübsch; nicht groß, aber prächtig gebaut. Ein echt russischer Typus; ein ziemlich rundes Gesicht, leuchtende, graublaue Augen mit langen dunklen Wimpern, dichtes kastanienbraunes Haar und in ihrer ganzen Erscheinung ein gewisser lebensschafflicher Ausdruck.

Wir begrüßten uns wie Verwandte und küßten uns. Das Mittagessen verlief höchst munter. Alle waren in Stimmung, und wir lachten ohne Aufhören.

Ich fühlte mich zu allen hingezogen und freute mich, daß Natascha mich öfters anblickte. Nach Tische zogen die Alten sich zurück, und Natascha führte mich zum Teich.

Ich war eigentlich kein Feind von Natur und kannte die Frauen noch gar nicht. Natascha durchschaute mein noch kindliches Wesen, das allen andern entging. Sie wollte meine Erziehung in die Hand nehmen. Sie lachte und lief wie ein Wadlisch.

„Bewegen Sie sich doch! Was sind Sie denn für ein Esel!“ Sie lud mich zu einem Spaziergange auf.

„Wie lange wollen Sie bei und bleiben?“ fragte sie.

„Eine Woche!“

„Unfin, einen Monat brauch ich mindestens, um Sie zu brühen!“

„Ich habe ja nur im ganzen einen Monat Urlaub, und meine Eltern sollen doch auch etwas von mir haben!“

„Und wenn ich Ihnen erlaube, meine Hand zu küßen? Bleiben Sie dann länger?“

„Auch dann nicht!“ erwiderte ich, bis über die Ohren erröthend und ihre Hand küßend.

Sie nannte mich ein „braves Kind“ und sagte:

„Hören Sie? Man ruft uns!“

Von weitem hörte es laut: „Arkady! Natascha! Kaffee trinken!“

„Im oberen Garten unter der blühenden Linde stand der Kaffeetisch, an dem die Alten saßen und die zwei unvermeidlichen Kostgänger mit den langen Pferdeköpfen, die immer so ähnlich saßen, daß ich nicht begriff, wie man sie unterscheiden konnte. Natascha schwang sich auf die Schaukel dicht neben dem Tisch und sagte zu mir:

„Setzen Sie sich drüber hin, das mit ich Sie beobachten kann!“

Sie war durchaus nicht tollkühn und nicht im mindesten unweiblich, nur nannte man das an ihr erzogen, was heutzutage für ein vornehm erzogenes Mädchen als selbstverständlich gilt. Sie ritt so gut wie unsereiner, machte es den Männern gleich, auf der Jagd und fürchtete sich vor nichts. Dagegen fürchteten die Männer sie, und das war der Grund, daß sie noch keinen hatte, trotz ihrer Schönheit und ihrem Vermögen.

Man munkelte allerdings, sie wäre in einen armen Verwandten verliebt, mit dem sie einst durchbrennen wollte.

Abends kamen Nachbarn und des Geistliche zu Timofajew. Es wurde Preference gespielt. Natascha und ich spielten nicht mit, und wir zogen uns in ihr Douboir zurück.

Wie sie sich so bequem in den Esel setzte und ihr wundervolles Haar herabfiel, sah sie entzündend aus.

Wir sprachen dies und jenes. Zunächst machten wir ein Programm für die ganze Woche, das einen großen Spozierritt, einen Angelnachmittag und eine Bierhühnerjagd umfaßte. Dann kamen wir auf ein anderes Thema. Sie fragte mich nach der Lebensweise in der Residenz aus, und ich versicherte, daß mir das Gefühl der Liebe völlig fremd sei. Sie lächelte überlegen. In dem Augenblick ging etwas in mir vor. Es war still ringsherum, denn lautlos spielten die Gäste Karten auf der Veranda, während die Generalin schon schlafen gegonnen war. Der große Lampenschirm verbreitete ein Dämmerlicht im kleinen Zimmer. Aus dem geöffneten Fenster drang Nebel- und Lotosendust hinein. Mein Herz pochte, mein Kopf ging in die Runde, ich küßte plötzlich ihre Wangen, und ich drückte Nataschas Hand an meine Lippen, indem ich neben ihr kniete. Sie fuhr mir mit der anderen Hand übers Haar und so verharzte ich in dieser Stellung eine Weile.

Als ich emporfuhr, war ich allein. „Sie ist beleidigt!“ sagte ich mir. „Sie konnte ich mich auch unterstellen, sie zu küßen! Ja, ich war ein Esel, ich habe ein Mädchen zu küßen gewagt, ohne daß ich die Absicht hätte, es zu heiraten!“

Ich entschloß mich, ihr morgen einen Heiratsantrag zu machen. Dann lief ich in den Garten und analysierte meine Empfindungen. Nein, ich liebte sie gar nicht, ich bewunderte sie nur! Aber — um nicht etwa nochmals in die Versuchung zu kommen, die schöne Natascha zu küßen und sich eine unwürdige Tat zu begehen, nahm ich mir vor, morgen früh nach Hause zu fahren.

Ich legte mir einen langen Entschuldigungsbrief an Natascha zu recht. Ich wollte ihr erklären, daß ich noch zu jung zum Heiraten, daß ich noch über meine Gefühle so gar nicht im Klaren sei.

Doch weder konnte ich Linte noch Papier in meinem Zimmer finden. Ich schrieb daher mit Bleistift auf meine Wappentafel:

„Verzeihen Sie meinen sinnlosen Schritt. Um Ihre Ruhe nicht mehr zu stören, sollen Sie mich nicht weiter sehen. Das fordert meine Ehre!“

Ich schlief natürlich die ganze Nacht keine zehn Minuten. Frühmorgens suchte ich meinen Koffer auf, besah ihn anzuspähen, und als die Familie am Teisch saß, ging ich davon, um meinen Heiratsplan zu erfüllen. Natascha konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken und entzerrte sich.

Vergebens baten die Alten mich, zu bleiben. Kaum hatte ich Tee getrunken, als ich mich unter dem Vorwand, heute durchaus meinen Vater noch sprechen zu müssen, verabschiedete. Bevor ich in den Wagen stieg, küßte ich jedoch noch Natascha Abschieds!

Meine Stimme verlagte, mein Atem stockte, und als ich in ihr Zimmer trat, konnte ich nur flüsternd sagen:

„Adieu, Natascha!“

Sie blühte mich lebend an und sagte spöttelnd: „Gut! Güt!“

„Ich fuhr weg, und damit endete mein erster Roman.“

„Aber, meine Freunde, ich nahm mit mir, seinen zweiten Esel einzusetzen!“

„logte der joviale Major zu seinen Gästen.“